

Henry Maske engagiert sich für Kinder aus sozial schwachen Familien. Dabei ist er so schlagfertig wie einst im Ring.

VON CLAUD VETTER

Der Moment muss rühren. Schließlich hat Henry Maske ein Kamerateam eines großen Privatsenders, des mit dem Spendenmarathon, im Rücken. Trotz des Menschenpulkums um ihn herum schafft es der einstige Boxweltmeister, diesen Augenblick humorvoll locker zu gestalten.

Erst fragt er den 17 Jahre alten, aus der Ukraine stammenden Betreuer der Kinder aus der Ukraine, wie denn so die ehrenamtliche Arbeit im Feriencamp sei und warum es ihm so viel Spaß mache. Aufgetaut sagt der junge Mann mit Wohnsitz Berlin ganz am Ende: „Ich bin auch ein kleiner Fan von Ihnen.“ Maske ergänzt schlagfertig: „Und ein großer Fan von Vitali und Wladimir Klitschko.“ Die Traube um ihn herum lacht. Auch Berlins Regierende Bürgermeisterin Franziska Giffey ist darunter und lächelt. Es wirkt so entspannt, wie es wirken soll. Maske war schon in seiner Karriere der Mann mit dem klugen Kräfteinsatz in seinen Aktionen. Heute agiert er so sicher und überlegt wie einst im Ring. Er ist gut vorbereitet auf diesen kleinen Kampf fürs Gute. Der Mann mit der auch mit 58 Jahren immer noch sehr athletischen Figur hat sich am Mittwoch in Schale geworfen.

Weißes Hemd, blaue Hose, Schuhe in Beige. Dieser öffentliche Tag, proklamiert als „Karibiktag“, ist für Maske besonders wichtig, denn es geht um sein Herzensprojekt: Seine Anlage am Beetzsee, die „Perspektiv-Fabrik“, die Feriencamps für Schüler und Jugendliche bietet.

Vor allem für die, die sich keinen Urlaub leisten können. 100 Kinder und 40 Betreuer pro Woche, was die Henry-Maske-Stiftung finanziert. Und da muss Maske trotteln, zwei Jahre Fast-Ebbe wegen der Pandemie haben natürlich Spuren hinterlassen.

Ein wenig Rummel muss also sein, und Giffey kommt natürlich gern vorbei, sagt sie. Für 90 Minuten sogar und ganz locker, weiße Sneaker, blaue Jeggings (Leggings im Jeanslook) und blaues Hemd, und dann will Berlins Regierende Bürgermeisterin erst mal einen Kaffee. „Mit viel Milch.“ Sie sitzt an einem Tisch vor dem alten Hauptgebäude mit dem etwas verwunschenen Ostcharme („In der DDR war hier der CVJM drin“, sagt Maske). Dann kommt der Rundgang über das hübsche Gelände mit viel Grün, Bäumen und dem malerischen See. Es wird ein Rundgang mit Duzen: Giffey stammt wie Maske aus Frankfurt an der Oder, eine knappe Generation liegt zwischen beiden.



Zwei Profis am Werk. Berlins Regierende Bürgermeisterin Franziska Giffey und Henry Maske am Pizzaofen.

Foto: Mo Wüstenhagen/Henry-Maske-Stiftung

Sir Henrys Herzensprojekt

Sie kennen sich erst seit zwei Jahren, aus einer Fernseh-Talkshow.

Sie sind Profis und gehen das Programm durch. Da ist der Friseur aus Berlin-Mitte, der einem Jugendlichen die Haare frisiert. Im Hintergrund läuft Hildegard Knef. „Für mich soll's rote Rosen regnen.“ Der Coiffeur sagt: „Viele von den Kindern hier bekommen hier ihren ersten professionellen Haarschnitt überhaupt, der mal nicht von Mama oder Oma gemacht wird. Da kommen sie verändert zurück.“

Bevor es zu heimelig wird, fragt Giffey schnell: „Und Sie sind Promi-Friseur? Darf ich fragen, wem sie alles schon die Haare geschnitten haben?“ Betriebsgeheimnis. Aber so viel kann der Mann verraten: „Die Heide Keller war damals meine erste Prominente. Und übrigens, ich liebe Ihre Frisur, Frau Giffey.“ Sie pariert: „Da gibt es verschiedene Meinungen. Aber sie ist mein Markenzeichen.“

Und wohl auch, damit das Markenzeichen keinen Schaden nehmen kann, hält sich die Regierende beim Rundgang dann auch mal zurück, wenn es sein muss. Zum

Beispiel, als die Kinder mit Wasserballons werfen. Die Hüpfburg verfolgt sie aus sicherem Abstand. Aber klar, sie hat Spaß beim schönen Termin. „Ferienangebote wie diese ermöglichen die Teilhabe am Leben, die sozial benachteiligten Kindern sonst oft verwehrt bleibt“, sagt sie fürs Protokoll.

Eben noch den Urlaub unterbrochen, um an die Berliner Brandstelle in Grunewald zu eilen, und nun die schöne brandenburgische Sommerluft und natürlich die Unterstützung für die gute Sache. „Ich bin ja selbst in Brandenburg aufgewachsen, und ich kenne das Gefühl, hier mal raus zu sein, aus dem ganzen Stadtgewusel. Das tut allen gut.“

Wie sieht es mit politischer Unterstützung aus für das Projekt des Boxers? Maske ist schneller als Giffey: „Das Thema kommt zum Schluss als i-Tüpfelchen. Nachdem wir komplett beeindruckt haben, werden wir dann konkret werden. Das ist nun mal so, Mittel braucht es.“ Giffey gibt schon mal gute Worte: Es gehe ja darum, Aufmerksamkeit zu generieren, sagt Berlins Regie-

rende Bürgermeisterin. Es gebe ja genug Menschen in Berlin, die helfen wollten. Daher sei die Werbung für Maske gut. „Viel- leicht gibt es ja Leute, die dann sagen: Das ist eine gute Idee.“

Es ist das Herzensprojekt von Maske, der im Hauptberuf weiter in der Boxszene aktiv ist – in seinem vor vier Jahren gegründeten Unternehmen „ROOQ“, in dem ein Technologiemarkt zur individuellen Messbarkeit von Trainings- und Kampfleistungen entwickelt wurde. Geschäftspartner Ralf Rüttgers war gerade drei Monate in den USA. Der Eintritt des Produkts auf dem großen Markt stehe kurz bevor, hofft Maske. Es gebe gute Gespräche mit einem Investor. Auch die Pandemie war für die Innovation nicht eben förderlich. Da wurde schließlich wenig geboxt. „Es ist ein Prozess, der dauert. Das war klar. Aber das Produkt ist nun fertig.“

Das Thema Boxen ist eben Maskes Thema. Es gibt im Land keinen anderen Boxer, der so beliebt ist wie er, auch noch Jahre nach der aktiven Karriere. Dem jugendlichen ukrainischen Betreuer im Ferien-

camp am Beetzsee erzählt er dann noch, dass er mit dem Vitali telefoniert habe – eine Woche nach dem Angriff der Russen auf die Ukraine. „In den Neunzigern war es wichtig, dass der Axel Schulz und ich da waren“, sagt er – und das Boxen nach vorn gebracht haben, soll es heißen. Und Vitali und Wladimir Klitschko hätten das dann im Schwergewicht gemacht. „Aber jetzt müssen sie für die Ukraine kämpfen, und da machen sie, glaube ich, auch einen hervorragenden Job“, sagt Maske.

Bevor es zu politisch und schwermütig wird, was ja in diesen Tagen schnell passieren kann, verteilt Giffey an einem Imbissstand noch Obstspieße und Pizza Hawaii (Karibiktag!) aus dem im Freien qualmenden Pizzaofen an die Kinder. Ihre Sicherheitsmenschen drängeln. Wenig später fährt ihr Tross dann in dunklen Limousinen vom Gelände, nach einem immerhin fast zwei Stunden langen Besuch.

Maske wirkt etwas geschafft, aber zufrieden. Der gute Zweck hat alle Mittel geheiligt. Und dann fährt er weiter nach Köln – beruflich.

Man darf schon von einer kleinen Macke sprechen, wenn ein Sportler seine Waage mit ins Trainingslager nimmt. Doch Karl Bebandorf will in diesen wichtigen Tagen nichts dem Zufall überlassen. Akribisch bereitet sich der beste Hindernisläufer Deutschlands derzeit in St. Moritz auf seinen Start am Dienstag bei der Europameisterschaft in München vor, den Höhepunkt des Sommers für die deutschen Leichtathleten – und dazu gehört für ihn auch der tägliche Gang auf die Waage. „Ich bin da ein kleiner Psychopath“, sagt Bebandorf über sich und sein Verhältnis zum Körper: „Manchmal brauche ich die Waage nur als Bestätigung. Dabei ist am Ende wichtig, dass ich mich fit fühle.“

Für einen Mittelstreckenläufer, der dazu noch über Hindernisse rennt, ist Gewicht schon ein großes Thema. „Ich kann mich da ein bisschen reinsteigern“, meint der Dresdner. Weil er in seinen beiden Trainingslagern in der Schweiz ungewöhnlich viel Rad gefahren sei, hätten sich seine Beine zwischenzeitlich wie „aufgepumpt“ angefühlt. „Das musste alles wieder runter.“

Sein Wettkampfgewicht liegt bei 66 Kilogramm – bei einer Größe von 1,85 Metern. Zu seiner Olympia-Premiere im vergangenen Sommer in Tokio wog er gar nur 63, 64 Kilogramm. Sein Trainer Dietmar Jarosch, ein Mann der alten Schule, legt schon immer viel Wert auf eine äußerst schlanke Läuferstatur. Das Thema Ernährung war in der Vergangenheit manchmal Streitpunkt zwischen den beiden. Bebandorf bringt gern das Beispiel Jakob Ingebrigtsen, den norwegischen Olympiasieger über 1.500 Meter.

Der sei ja auch nicht der Dünnste, meint er. Der Superstar ist sein Vorbild. „Er ähnelt einer Maschine. Da habe ich größ-

ten Respekt.“ Mittlerweile achtet Bebandorf, vor allem in dieser Saisonphase, extrem auf seine Ernährung. Für ihn hat das auch mit Professionalität zu tun. „Ich habe jetzt kein Problem, in St. Moritz an einer Eisdielen vorbeizugehen. Das fällt mir nicht schwer. Bei einer Tour in die Berge gab es auch mal einen Apfelstrudel – aber das ersetzt dann mein Mittagessen“, meint der 26-Jährige.

Die Gefahr, sich am großen Hotel-Büfett mehr als satt zu essen, besteht ohnehin nicht. Bebandorf hat sich ein kleines Apartment direkt in St. Moritz gemietet, nur wenige Hundert Meter vom Stadion entfernt. Ein Großteil der deutschen Läufer ist im sieben Kilometer entfernten Silvaplana untergebracht. „Dort habe ich beim letzten Trainingslager gewohnt, das war mir aber zu weit weg. Nun hat Herr Jarosch dort mein Apartment bezogen“, erzählt er.

Bebandorf stört es nicht, viel Zeit allein zu verbringen – im Gegenteil. Obwohl man ihn als aufgeschlossenen Typen kennt, der gelernt hat, sich in der Region selbst gut zu vermarkten, bleibt er auf der Bahn ein Einzelkämpfer. Nur für Dauerläufe verabredet er sich ab und zu mit anderen Athleten. „Außerdem ist hier Corona ausgebrochen. Deshalb habe ich mich komplett abge-

schottet.“ Die Angst, ausgerechnet vor dem Höhepunkt noch an dem Virus zu erkranken, hat er nicht allein.

Und so bereitet sich Bebandorf auch seine Mahlzeiten selbst zu. Dank eines Sponsors, eines bekannten deutschen Lebensmittelmarktes, ist er gut versorgt. „Und man kann ja nur das essen, was man in der Schublade hat.“ Zum Naschen gäbe es höchstens mal ein paar Datteln, meint er.

Nach fast drei Wochen Trainingslager auf 1.800 Metern Höhe zählt Bebandorf die Tage, dass es nach München geht. Am Montag, also nur einen Tag vor seinem Vorlauf über 3.000 Meter Hindernis (11.40 Uhr), reist er in München an. Das Finale im Olympiastadion ist drei Tage später am Freitagabend – es wäre sein erstes großes bei einer internationalen Meisterschaft, und das ist auch das erklärte Ziel. „Dann ist alles möglich“, meint er, und sagt sogar: „Wenn mein Kopf die Chance sieht, glaube ich an ein Wunder.“ Doch Bebandorf ist bewusst: Wunder lassen sich nicht planen.

Dass es im Sport wie im Leben oftmals ganz anders kommt, die Erfahrung hat der viermalige deutsche Meister längst gemacht. Zuletzt war er überraschend bei der WM in Eugene am Start, die in der Saisonplanung eigentlich nicht vorgesehen war.

„Bin ein kleiner Psychopath“

Karl Bebandorf will bei der Leichtathletik-EM sein erstes großes Finale erreichen. Dafür achtet Dresdens bester Läufer extrem auf seine Ernährung.

VON MICHAELA WIDDER



Karl Bebandorf reist zur EM nach München.

Foto: Ronald Bonß

Trotz verpasster Norm schaffte es der Athlet vom Dresdner SC über das internationale Ranking ins Feld der Weltbesten – und schied im Vorlauf wie erwartet aus. „Es war trotzdem die richtige Entscheidung, in die USA zu fliegen, und für mich noch einmal eine Leistungsbestätigung“, sagt er. In 8:25,73 Minuten lief er Saisonbestleistung – eine Zeit, die im Finale sogar zu Silber gereicht hätte. In der Theorie. Dass dieses Rechenpiel nicht aufgeht, weiß Bebandorf und erklärt: „Der letzte Kilometer im Finale war krass schnell, mit dem Rennverlauf wäre ich das auf keinen Fall mitgelaufen, vielleicht mal in ein paar Jahren.“

Was bleibt neben all den Erfahrungen und Erinnerungen von Eugene? Die Gewissheit, dass er bei der WM der fünftbeste Europäer im Feld war.

Nach der Rückkehr aus den USA hatte Bebandorf mit der Zeitumstellung etwas Probleme. „Es waren wellenartige Zustände, mal habe ich mich ganz müde gefühlt, dann plötzlich wieder fit. Mein Körper war nicht dort, wo er sein soll“, erzählt er. Als dann noch kurzzeitig das „blöde Gefühl“ von Urlaubsmodus aufkam, war er froh, als er wenige Tage später wieder ins Trainingslager nach St. Moritz fahren konnte. Denn der Saisonhöhepunkt steht erst jetzt an.